



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

Die Anfänge des Christentums am Kongo.

---

decker, Superior des neuen Missionshauses, entgegen, sowie die Brüder, die sich im Laufe der letzten Woche, teils von unseren Procuraturen Würzburg und Köln, teils von Afrika kommend, hier versammelt hatten. Neues Grüßen, Fragen und Erzählen! . . . Wir treten ein. Das Haus ist mir nicht mehr ganz fremd, denn ich war schon vier Wochen zuvor einmal auf ein Stündchen hier gewesen und hatte mir alles flüchtig angesehen. Ich frage nach meinem Zimmerchen. P. Rotter weist mir den Weg. Durch 2 Türen, über 5 Stufen hinauf und drei hinab geht's in einen kleinen Raum, 3,80 Meter lang und 2,90 Meter breit. Hier bin ich daheim! Da ist's ja ganz idyllisch schön! Ein kleines Tischchen, ein Bett und ein Stuhl bilden seine Einrichtung, genau so wie schon im alten Bund die Sunamitin dem Elifäus ein Stübchen herrichtete. Mehr braucht's auch nicht. Wenn man uns nach dem Tod zur letzten Ruhe bestatten wird, bekommen wir ein noch schmaleres Plätzchen, und dennoch muß es uns zur Wohnung dienen bis zum jüngsten Tag. — Bin seitdem schon ganz heimisch geworden in meinem Winkelchen und hab' schon manches Artikelchen geschrieben und gefeilt für's Bergizmeinnicht und den Kalender.

Sonntag, den 7. Mai, am Schutzfest des hl. Joseph, gab es in „St. Paul“ schon drei hl. Messen und eine „Festpredigt“. Das Kapellchen ist zwar klein, ein einfaches Zimmer mit einem einzigen Fenster, oder vielmehr einer Glastüre, doch war es, dank der Freigebigkeit einiger hochherzigen Wohltäter, wie schon in der vorigen Nummer des Bergizmeinnicht erwähnt, mit dem zur Feier der hl. Messe Notwendigsten eingerichtet. Kleine Kreuzwegstationen, ein paar Gipsfiguren und Heiligenbilder dienen darin als besonderer „Schmuck“. Anwesend bei diesem ersten Sonntagsgottesdienste in „St. Paul“ waren 18 Personen, nämlich 3 Priester und 1 Priesteramtskandidat, 9 Brüder und 5 Postulanten. Doch zogen drei derselben wieder in Bälde von „St. Paul“ ab: P. Rotter, der Missionsprocurator, nach Würzburg, Br. Nivard, unser Architekt, der verschiedene Pläne für unabweisbare Neubauten zu entwerfen hatte, nach Bayern, und Br. Valentin, der nur für die erste Woche hier Aushilfe leisten mußte, nach Köln. Weil inzwischen ein neuer Postulant eintraf, so bilden gegenwärtig — ich schreibe diese Zeilen Ende Mai 1911 — sechzehn Personen das Personal des Missionshauses „St. Paul“.

Nach der Hochmesse, die um 9 Uhr stattfand, gab es eine wichtige *Vauratsfikung*, denn, wie schon mehrfach angedeutet, muß in „St. Paul“ noch während des ersten halben Jahres allerlei gebaut werden. In Wirklichkeit ist unser Missionshaus keineswegs so groß und schön, wie es manchem Leser nach dem beigefügten Bilde erscheinen dürfte. Das Bild ist nach den Plänen gezeichnet, und diese harren erst der Ausführung. Die neue Kapelle soll übrigens vertragsmäßig schon bis Ende Juli 1911 fertig sein, und bis Ende August auch der geplante Umbau des Hauses, z. B. die Umwandlung des Pferdestalles in ein Refektorium, des Dachraumes in einen Schlafsaal usw.; ob aber die ebenfalls dringend notwendigen Werkstätten und neuen Stallungen noch vor Beginn des Winters unter Dach kommen werden, ist fraglich.

Die Anforderungen, welche durch all' diese Bauten an unser bescheidenes Missionshaus gestellt werden, sind groß und übersteigen weit unsere Mittel. Man zeihe uns daher nicht der Unbescheidenheit, wenn wir immer wieder an die Opferwilligkeit unserer geehrten Leser und

Wohltäter appellieren. Wer hat noch ein Scherflein übrig für „St. Paul“? Unser Missionshaus soll bekanntlich möglichst viele und tüchtige Arbeitskräfte sammeln und ausbilden; wer daher „St. Paul“ unterstützt, unterstützt und fördert in hohem Grade das gesamte Missionswerk in Mariannhill.

Wer hat endlich Lust, sich selbst mit all' seinen Talenten und Kräften in den Dienst der Mission zu stellen? Ein schönes großes Arbeitsfeld ist ihm gewiß, nicht minder ein überreicher Lohn im Himmel oben.

Wohlan, ein solcher verlange vom Superior des Missionshauses „St. Paul“, Post Walbeck, Rheinland, oder von der auf dem Titelblatt des Bergizmeinnicht angegebenen Verrretung unserer Mission einen diesbezüglichen *Prospekt*, der ihm gratis und franko zugesandt werden wird. Diesen lese und studiere er genau, und kommt er nach reiflicher Erwägung zur klaren Erkenntnis, daß der Herr ihn ruft, dann gehe er nicht länger zu Rate mit Fleisch und Blut, sondern führe mutig seinen Entschluß aus. „Gott will es!“ sei fortan sein Wahlspruch.

## Die Anfänge des Christentums am Kongo.

(Fortsetzung.)

Die Kapuziner-Missionäre Bonaventura de Carriola und Francisco de Veas hatten die Provinz *Dvando* als ihr spezielles Missionsfeld zugeteilt bekommen. Am 8. September 1649, am Feste Maria Geburt, langten sie in der Hauptstadt gleichen Namens an. Der Collunto oder Statthalter empfing sie scheinbar mit großer Freude, wies ihnen aber eine elende Hütte, worin es an jeder Bequemlichkeit fehlte, als Wohnung an. Erst am späten Abend erhielten sie etwas zu essen. Die Mahlzeit bestand aus etwas in Wasser gekochtem Gemüße und einer gebratenen Maus.

Die Provinz *Dvando* galt zwar als eine schon zum Christentum bekehrte, allein überall herrschten noch die alten heidnischen Gebräuche, und kaum ein einziger Mann lebte in rechtmäßiger christlicher Ehe. Die Sittenlosigkeit war so groß, daß man fast in jedem Hause einige Kebsweiber und einen Haufen unehelicher Kinder finden konnte, und der Statthalter selbst hatte über 200 Weiber. Alle Bemühungen der Missionäre, dem Unfug zu steuern, waren umsonst; man beantwortete ihre eindringlichen Bitten und Mahnungen nur mit Hohn und Spott.

Da griff der Himmel wieder ein; abermals erschien an der Grenze des Landes die furchtbare Gottesgeißel der *Schaggær*. Wir haben dieses schreckliche Volk schon kennen gelernt; es war im Jahre 1555, als sie den ersten Einfall ins Kongoreich machten. Woher kam dieses Volk, und welches waren seine Sitten und Gewohnheiten? Der Kapuziner-Missionär Cavazzi, der oft persönlich mit ihnen zusammentraf, schreibt darüber folgendermaßen:

„Einer ihrer ersten Häuptlinge war *Zimbo*, ein nach Ruhm und Blut lüfterner Unmensch. Er verstand es, dieses schreckliche Volk durch die Aussicht auf eine ungeheure Beute derart zum Kriege gegen die Nachbarvölker aufzustacheln, daß sie wie wilde Bestien darüber herfielen. Zuerst drangen sie bis ins Herz des Kongoreiches vor und vernichteten es auf so furchtbare Weise, daß es bald einer Wüste glich. Als die Städte und Dörfer niedergebrannt und die Bewohner ermordet und aufgefressen waren, begannen die zahllosen Krieger, welche der Hunger zu quälen anfang, einen erbitterten

Kampf gegen die wilden Tiere. Sie warfen, um sie aus ihren Schlupfwinkeln aufzuschrecken, Feuer in die prachtvollen Urwälder, und als auch das Wild zu Ende ging, fraßen sie Gras und Baumbblätter und zogen erst nach einer anderen Gegend ab, nachdem sie den Heuschrecken gleich jeden grünen Halm abgenagt hatten.

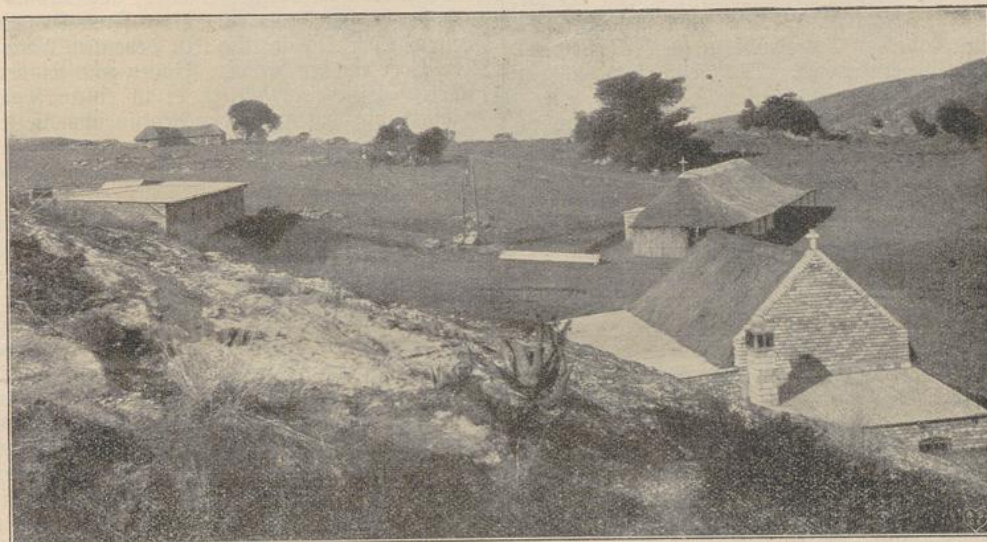
Einer der Hauptstämme ließ sich später in Matamka, der östlichen Provinz des Kongoreiches, nieder, wo er unter seiner verächtlichen Königin und Befehlgeberin Tenban-Dumba eine schreckliche Berühmtheit erlangte. Diese Königin, die Tochter eines Häuptlings, zeichnete sich von früher Jugend an durch eine unbändige Kraft und Kühnheit aus. In Männerkleidung kämpfte sie stets in der vordersten Reihe, empörte sich nach dem Tode ihres Vaters gegen die eigene Mutter und machte sich selbst zur gefürchteten Königin ihres Stammes.

Ihre Regierung begann sie mit einer Schauer erregenden Handlung. Sie berief nämlich das ganze

Ruhmes meines Volkes unwürdig ist. Selbst meines eigenen Kindes, des einzigen, das ich geboren, habe ich nicht geschont, um wie viel weniger werde ich also jemals einen Feind verschonen!"

Diese Rede ward mit ungeheurem Jubel aufgenommen, alle schworen Tenban-Dumba blinden Gehorsam und gelobten, alles zu unternehmen und auszuführen, was sie nur immer befehlen würde. Die Mütter aber erwürgten, dem Beispiele der Königin folgend, ihre kleinen Kinder und kochten daraus eine Salbe, die man Madshija-Samba nannte und noch lange Zeit in wohlverstopften Gefäßen als eine kostbare und heilige Sache aufbewahrte.

Tenban-Dumba aber ergriff ein Beil, stellte sich an die Spitze ihres Heeres und zog gegen die Nachbarländer aus, wo alle Wohnungen niedergebrannt, die Felder und Gärten verwüstet, und Menschen und Tiere schonungslos niedergeschlagen wurden.



Missionsstation Triashill.

Volk zu einer Versammlung und ließ, nachdem sie ihr Vorhaben, neue Gesetze zu geben, kundgetan, ihren kleinen Sohn bringen, erwürgte ihn mit eigener Hand und zerstampfte ihn in einem Mörser zu Brei. Dann vermischte sie ihn mit zerriebenen Wurzeln, Blättern und Del und kochte die Mischung in einem Kessel zu einer Salbe, womit sie sich den ganzen Leib einrieb.

„Wir müssen“, sprach sie zu ihren Kriegern, „den Völkern das Andenten Zimbo's ins Gedächtnis zurückrufen und ihnen Furcht einflößen. Der Schrecken muß vor uns hergehen und niemand wird es wagen, uns Widerstand zu leisten. Unser Grundsatz sei, nie einen Feind zu schonen; keiner soll sich rühmen können, bei uns Gnade gefunden zu haben. Habt auch keine Furcht wegen Speise und Trank; solange es Menschen auf Erden geben wird, haben wir zu essen, und ihr Blut sei unser Trank, denn wir wollen sie alle den Geistern unserer Vorfahren opfern und verzehren. Ich bin fortan eure Königin; ich will stets an eurer Spitze marschieren, und mein einziges Verlangen ist es, euch berühmt zu machen und mir den Namen einer gefürchteten Herrscherin zu erwerben. Fürchtet nicht, daß mich etwa die Schwäche meines Geschlechtes zu einer Handlung verleite, welcher meiner Herkunft, meines Mutes und des

Eines der ersten Gesetze der Schaggaer gebot den Müttern, alle männlichen Kinder sogleich nach der Geburt zu ermorden, oder den wilden Tieren vorzuwerfen; damit es jedoch den Mädchen nicht an Männern fehle und der Stamm nicht aussterbe, wurden die im Kriege gefangenen Knaben gar streng und hart erzogen. An sich schon zu den wildesten und häßlichsten Stämmen des Negerstammes zählend, suchten sie sich ein noch schreckhafteres Aussehen zu geben, als sie schon hatten. Sie machten sich tiefe Einschnitte in die Wangen und Lippen, verdrehten die Augen, daß man nur das Weiße darin sehen konnte, rissen sich an der obern und untern Kinnlade zwei Zähne aus und feilten die Eckzähne möglichst spitz, um ja den wilden Raubtieren möglichst ähnlich zu sehen. Ihre gewöhnliche Speise war Menschenfleisch, und nur wenn dieses fehlte, sättigten sie sich vom Fleische der Tiere. Schweine, Elefanten und Schlangen jedoch galten ihnen als unrein. Feldfrüchte verschmähten sie zwar nicht, wenn sie solche in Feindes Land vorfanden, sie selbst aber beschäftigten sich nicht mit deren Anbau.

Die Frauen müssen den Männern in den Krieg folgen, müssen während des Kampfes stets in deren Nähe bleiben, ihnen frische Pfeile und Speise reichen, ihren Mut anfeuern und die Gefallenen auf die Seite schaffen.

Nur die liebste Gemahlin bleibt zurück und besorgt das Hauswesen. Sie muß aber dem Manne bei dessen Scheiden Treue schwören. Kehrt er wohlbehalten zurück, so bietet er ihr das Herz und Gehirn eines von ihm erschlagenen Feindes an. Ist sie das ohne Zaudern, so gilt ihre Treue als erprobt, weigert sie sich, so wird sie als untreu angesehen und erstochen.

Das also waren die Schaggaer. Als sie im Jahre 1650 der Provinz Ovando nahen, erfaßte das ganze Volk ein furchtbarer Schrecken. Der Statthalter nahm seine Zuflucht zu den Missionären und bat um Rat und Hilfe. Sie mahnten ihn, auf die Barmherzigkeit Gottes zu vertrauen und sich der Hilfe von oben durch wahre Buße würdig zu machen. Er versprach Besserung und zog mit seinem Heere gegen den Feind, wurde aber in einem entscheidenden Treffen geschlagen und fiel auf dem Schlachtfeld.

Die Bewohner der Hauptstadt ergriffen bei dieser Nachricht die Flucht und niemand blieb zurück als die beiden Kapuziner-Missionäre, welche nicht zu folgen vermochten und daher in der Kirche an den Stufen des Altars den Tod erwarteten. Der Feind kam wie ein Hagelwetter daher, begnügte sich aber, die beiden Priester zu beschimpfen und zu mißhandeln. Die rohen Soldaten zertrümmerten den Altar, traten die Kirchengefäße mit Füßen und führten sodann ihre Beute vor ihre Königin, die berückigte Zingha, welche inzwischen mit ihrem Lager bis in die Nähe der Stadt Ovando vorgerückt war.

Mit Schauern gewahrten die Missionäre auf ihrem Wege, daß das ganze Land verheert und mit den Leichen der erschlagenen Bewohner bedeckt war. Sie begegneten Scharen von Kriegern, welche Stücke von menschlichen Körpern auf Bambusrohren gespießt trugen und völlig roh aßen, sodaß das Blut über Gesicht und Brust heruntertriefte. Man kann sich die Angst und den Schrecken der armen Kapuziner denken, als sie von solchen Leuten zu dem Zelte der wegen ihrer Grausamkeit und Blutgier überaus berückigten Königin Zingha geführt wurden. Was konnten sie anders erwarten, als den grausamsten Martertod? Doch es sollte anders kommen.

Zingha saß in ihrem aus Baumästen und Rinsen hergestellten Zelte auf einem prächtigen Teppiche; neben ihr lagen ihre Waffen: Schild, Pfeil und Bogen. Als die beiden Priester eintraten, erhob sie sich etwas vom Boden und redete sie in portugiesischer Sprache an. Sie sollten Mut haben, sagte sie, und sich nicht fürchten, denn sie selbst sei eine Christin. „In meiner Jugend“, fuhr sie fort, „wurde ich getauft und in meinem Innern bin ich noch immer dem Christentum zugetan. Sobald die Verhältnisse meines Reiches es zulassen, will ich meinen Glauben offen bekennen.“ — Sie unterhielt sich mit den erstaunten Missionären, welche sie in ihrem Vorhaben zu bestärken suchten, noch lange über religiöse Dinge, bewirtete sie mehrere Tage aufs beste und gestattete ihnen dann, nach San Salvador zurückzufahren. (Fortsetzung folgt.)

### Härte und Grausamkeit der Kaffern.

Die meisten unzivilisierten Völker sind hart und grausam; es lebt etwas Wildes, Tierisches in ihnen, man könnte auch sagen Diabolisches. Denn wenn ein Mensch direkt seine Freude bekundet an den Qualen und Peinen anderer, wie wir das bei so vielen Häuptlingen des

Zuluvolkes finden, so kann man das nicht anders nennen als teuflisch und diabolisch.

So ein Mann war Tschaka, der vielgenannte König der Zulus. Er mordete seine Leute wegen der geringsten Veranlassung. Ein Mann niest in der Gegenwart des Königs. Das ist eine Respektlosigkeit, ja eine Majestätsbeleidigung, die nur mit dem Tod gesühnt werden kann. Man schlägt den Frevler einfach mit einer Keule nieder. Seine Angehörigen bekunden Schmerz darüber; das ist unverzeihlich; sie nehmen offenbar Partei für den Rebellen gegen den angestammten Fürsten, darum sind auch sie Kinder des Todes. Wer hat überhaupt das Recht, anderer Meinung zu sein, als der König?

In Tschakas Tagen wandten sich die Leute an die Wahrsager und Zauberdoctoren und baten um eine Medizin gegen die Trauer; sie wollten ein Kräutlein haben, das den Schmerz aus dem Herzen vertilge, denn es war geradezu lebensgefährlich, Schmerz und Trauer merken zu lassen bei der Ermordung eines Freundes oder eines Verwandten. Tschaka trug kein Bedenken, Männer zum Morde der eigenen Brüder, Frauen und Kinder aufzufordern. Eines Tages ließ er in einem Kraale alte Männer abschlachten mit der Begründung, sie seien unnütz und nähmen seinen Kriegern nur das Essen weg, und der Mann sei überhaupt nur für den Staat da, nicht für die eigene Familie.

Manchmal pflegte er auch zu einem Krieger zu sagen: „Ich will doch sehen, wer dir mehr gilt, ich, dein Herr und König, oder dieser dein Bruder da. Drum schlag' ihn augenblicklich nieder!“ Und der Angeredete tat es; er hätte geradezu gut sich selbst den Affgeißel ins Herz gestochen, wenn der König es von ihm verlangt hätte. — Beim Tode seiner Mutter wollte Tschaka anfangs alle Mütter des ganzen Landes ermorden lassen, und erst als man ihm vorstellte, daß dann kein Nachwuchs an Kriegern mehr zu hoffen wäre, begnügte er sich mit dem Tode von 7000 Müttern. Es fällt uns schwer, solche Tatsachen zu erwähnen, und wir tun es nur, um unsern Lesern zu zeigen, wie der Heide von Natur aus ist, und welche Wohlthat es für ein ganzes Land bedeute, wenn das Christentum seinen Einzug hält und die Grundsätze wahrer Liebe und Duldung zur Geltung bringt.

Verunglückte ein Mann auf der Jagd und brach sich Arm und Bein, so konnte der König etwa sagen: „Seht, welch' ein armseliger und unnützer Kerl der Mensch da ist, und welch' miserable Beine er hat!“ War er gerade gut bei Laune, so fügte er wohl auch bei: „Nun, ich sehe schon, zu einem Krieger taugst du nicht mehr; du bist ein altes Weib geworden und magst heiraten.“ Zu Tschakas Zeiten durften nämlich die Soldaten, solange sie im Dienst standen, nicht heiraten. Er selbst war auch nicht verheiratet, hatte aber ein paar Hundert Mädchen, die er seine „Schwestern“ nannte. Niemals duldete er, daß eines seiner eigenen Kinder am Leben blieb, aus Furcht, es könnte ihm einer seiner Söhne den Thron streitig machen. Bei einer gewissen Gelegenheit sprach jemand die Vermutung aus, einer der anwesenden Knaben sei des Königs leibliches Kind — und dem war auch so — da stand der Wüterich auf und tötete den Knaben mit eigener Hand, die Mutter aber ließ er von andern in seiner Gegenwart niederstechen.

Tschaka wird vielfach der südafrikanische Napoleon genannt. Tatsächlich hatte er eines der tapfersten Heere der Welt. Doch das Mittel, seinen Soldaten den Gedanken an Flucht zu nehmen, war grausam genug: Ein